



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Barnhagens Denkwürdigkeiten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

weise der Papst seine Zustimmung dazu gäbe, so wäre dies doch nur eine halbe Maßregel, wenigstens vom nationalen Standpunkt aus, wie wir im nächsten Artikel sehen werden. Von anderer Seite dagegen wird als wirkliche Lösung die Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstes vorgeschlagen und zwar sowohl von Feinden wie von Freunden der katholischen Kirche. Doch glauben wir, daß letztere wesentlich Idealisten sind, selbst wenn sie nicht auf so wunderliche Sprünge kommen, wie der Abbé Michre, der den Papst nach Jerusalem setzen will, sondern auch wenn sie ihm die ewige Stadt als neutrales Gebiet lassen wollen und ihn mit einer reichen Civilliste ausstatten, um den Glanz des Oberhauptes der Kirche aufrecht zu erhalten. Der Katholicismus kann einer starken Beimischung von weltlicher Macht nicht leicht entbehren, die Bestimmungen des österreichischen Concordats wären wesentlich machtlos, wenn der Staat nicht die Verpflichtung übernommen, ihre Ausführung zu erzwingen. Wir zweifeln, daß die Zurückführung der päpstlichen Macht auf eine bloß geistige Herrschaft zu ihrer Stärkung beitragen werde, aber eine andere Frage ist es, ob die Großmächte und namentlich die drei nichtkatholischen, ein Interesse haben, dies Resultat deshalb zu verhindern.

Wir werden diese letzten Gesichtspunkte im folgenden Artikel berühren, wo wir versuchen wollen, die möglichen Lösungen der italienischen Frage anzudeuten.

Barnhagens Denkwürdigkeiten.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von A. A. Barnhagen von Ense.
Achter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Indem wir uns vorbehalten, von dem Verstorbenen nach der Anleitung seiner Denkwürdigkeiten, so weit er in das sociale und literarische Leben seiner Zeit eingriff, ein umfassendes Charaktergemälde zu geben, beschränken wir uns hier auf die Angabe dessen, was der soeben erschienene 8. Band Neues enthält.

Die Herausgeberin, Ludmilla Uffing, Barnhagens Nichte, erklärt in der Vorrede, der Band sei bis auf einige Kritiken schon seit einer Reihe von Jahren druckfähig gewesen, und nur die Rücksicht auf Persönlichkeiten habe Barnhagen bestimmt, die Veröffentlichung bis zu seinem Tode hinauszuschieben. Es ist natürlich, daß man sich zunächst mit besonderer Neugierde nach demjenigen Abschnitt umsieht, welcher solche Rücksichten geboten haben mag.

Wahrscheinlich ist es der Abschnitt „Wien und Baden 1834“, Seite 69 bis 142.

Bald nach dem Tode seiner geliebten Gemahlin und nach der Herausgabe des Buches, das ihren Namen führt, besuchte Barnhagen seine alten Freunde und Gönner in Wien, die ihm ihre Theilnahme um seinen schweren Verlust mit mehr oder minder Gefühl an den Tag legten. Zu diesen Gönnern gehörte auch Fürst Metternich, der ihn zweimal in vertrauter langer Audienz empfing, ihn außerdem mehrmals zur Tafel zog und ihm sein ganzes politisches Glaubensbekenntniß auseinandersetzte. Im Privatgespräch hat Herr von Barnhagen wol manches von diesem Glaubensbekenntniß verlauten lassen, und wir glauben nicht fehlzugreifen, wenn wir in der schon früher von uns besprochenen zeitgenössischen Geschichte von Adolph Schmidt bedeutende Spuren dieser Mittheilungen finden; aber er hätte es für eine Indiscretion gehalten, etwas davon an die Oeffentlichkeit zu bringen. Ob er damit ganz den Sinn des Fürsten getroffen hat, ist zweifelhaft; zwar war der Fürst namentlich in seinem spätern Alter zu solchen Ergießungen überhaupt geneigt, und es gab für ihn keine glücklichere Stunde, als wenn er in lebhaftem Ton irgend einem Mann von Qualität seine Principien und deren welthistorische Bedeutung auseinandersetzen konnte, aber hier, einem geistvollen Schriftsteller gegenüber, dem „preussischen Geng“, wie er ihn nennt, hatte er wol noch einen stillen Nebengedanken: er hätte zwar über jede etwaige Indiscretion den Kopf geschüttelt, aber wir glauben, er hätte sie verziehen. Und wol konnte er es, denn das Bild, welches er von sich selbst entwirft und welches Herr von Barnhagen ihm nachzeichnet, ist schmeichelhaft genug, fast so schmeichelhaft, wie das von einem andern jungdeutschen Schriftsteller entworfene. Dieser Punkt des Gesprächs ist interessant genug, um hier hervorgehoben zu werden. Es war davon die Rede, wie man junge Talente für die gute Sache concentriren könnte. — „Die Jüngern! sagte der Fürst, ja wo findet man deren, die nicht schon ganz in Wildheit verloren wären? — Ich legte dem Fürsten die Grundzüge einer Göthegesellschaft vor, die man in Weimar stiften und über ganz Deutschland ausbreiten sollte; da würde viel guter Nach- und Wettseifer entstehen, in einem Sinn, der dem Gange der Geistesbildung in Deutschland förderlich sein könnte, ohne das Mißtrauen der Regierungen zu erwecken; eine solche Gesellschaft ließe sich so einrichten, daß sie manchen irrschweifenden Kräften zum rollenden Sammelplatz dienen könnte. Ich versicherte, es würden die besten Köpfe und schönsten Talente oft in dem Augenblick, wo sie den bessern Weg schon betreten, mit Gewalt auf den schlechten zurückgestoßen. Da mir Heinrich Raube einfiel, dessen kürzlich erfolgte Verhaftung mir aus Berlin war geschrieben worden, so glaubte ich die Gelegenheit benutzen zu müssen, ihm hier einigen Vorschub zu thun. Ich sagte zu seinen Gunsten, was ich an

dieser Stelle mit Zug und Wahrheit sagen durfte, und bemerkte unter andern, wenn Friedrich Schlegel für seine jugendlichen Thaten und Schriften so scharf behandelt worden wäre, so würde er nimmer kaiserlich österreichischer Legationsrath geworden sein, noch vom Papst den Christusorden erhalten haben. Dies war das einzige Mal, daß der Fürst etwas lachte. Am allerwenigsten, fuhr ich fort, lassen sich solche junge Talente erkaufen; die schlechten aber, die sich etwa verführen lassen, erniedrigen sich ganz, und sind nun unbrauchbar. Der Fürst gab mir vollkommen Recht, und versicherte, er habe nie einen Heller bezahlt, um in solcher Art gegnerische Stimmen für sich zu gewinnen. Die größte Lobrede, fuhr er fort, die mir je gehalten worden, hat Heine gemacht, Heine, mit dem Sie ja befreundet sind. — Ich erhob die Augen, und fragte wo und wie denn? — In dem Buch über Frankreich. Da spricht er von mir als von einem Feinde, aber als von einem, der bei der Stange geblieben, nie gebuhlt mit dem Liberalismus, nie doppeltes Spiel gespielt. Ich weiß recht gut, daß er mich nur gelobt, um seinen heftigen Haß gegen andere desto schneidender zu machen, allein er würde dazu jenes Lob nicht haben brauchen können, wenn es nicht auf die Wahrheit gegründet wäre.“

Metternich, der vielleicht kein so großer Staatsmann war, als er hier und anderwärts geschildert wird, war jedenfalls ein Mann vom feinsten Geschmaç; die stilistischen Regeln, die hier Varnhagen mittheilt, sind ohne Ausnahme vortrefflich und mustergiltig, und er wußte sehr wohl, ein feines Lob auch bei seinem Feinde zu würdigen. Was Heine hier sagt, ist in der That um so schmeichelhafter, da es Heine sagt, und man wird das Lob um so mehr würdigen, wenn man ein anderes Urtheil vergleicht, welches 1828 W. v. Humboldt über Metternich gegen Varnhagen geäußert hatte. „Ein schwacher, inconsequenter Minister,“ so ungefähr lautete es, „der, so wie das Glück ihn einen Augenblick verläßt, in größter Verlegenheit ist, oder gar keine Ansichten hat, alles persönlich nimmt, gegen schwache Gegner fast gar nichts ausgerichtet hat, dabei falsch und hinterlistig ist und am Ende mit Schanden bestehn wird; es ist ihm gelungen, den Kaiser Alexander eine Zeit lang zu beethören und zu gängeln, das ist auch alles; in Deutschland und Italien hat er immer nur den Augenblick beschwichtigt, aber nirgend etwas Wesentliches hervorgebracht; durch persönliche Manieren hat er auch den Lord Castlereagh und den Fürsten Haxfeld eingefangen, und das war eben nichts Großes! Er war von Anfang günstig gestellt, die Umstände kamen ihm zu Hilfe, alle Mittel Oestreichs lagen in seiner Hand, dem Kaiser Franz gab er nach und gewöhnte ihn dadurch ihm nachzugeben; — hätte er sich von unten emporarbeiten sollen, so würde er es nicht weit gebracht haben.“ In ähnlicher Weise hatte auch der Minister von Stein geurtheilt.

Herr von Varnhagen nennt zwar dieses Urtheil nicht unrichtig, zu einem

so bestimmten Ausdruck entschließt er sich überhaupt selten, aber er deutet doch an, daß er seinem eignen Urtheil eine weit größere Tiefe zuschreibe. Und in der That, Fürst Metternich hat ihn gradezu bezaubert. Er deutet zwar an, daß er in manchen Punkten von ihm abweiche; als der Fürst ihm sagte, sein Princip sei die Erhaltung des Bestehenden, wagte er einzuschieben: „und die Fortbildung“ mit dem Bewußtsein, damit etwas Erhebliches gesagt haben, worauf aber Metternich mit erhöhter Stimme wiederholte: „mein Princip ist die Erhaltung des Bestehenden!“ Hier findet nun Varnhagen die Kluft, die sie voneinander trennt. Indessen schiebt er die Hauptschuld auf die österreichischen Interessen, die Metternich gezwungen, so zu handeln wie er handelte; in Preußen würde er ein sehr liberaler Staatsmann gewesen sein, was ihm Metternich auch zugab: — unsere österreichischen Brüder mögen sich dafür bei den beiden Herrn bedanken! Richtiger ist eine andere Bemerkung: Metternich, obgleich ein Feind des Liberalismus, sei im persönlichen Verkehr entschieden liberal gewesen d. h. er habe honette Leute honett zu behandeln gewußt: eine Gabe, die sich bei preussischen Staatsmännern seltener findet. So hatte er z. B. nichts dagegen, wenn Personen von Qualität die verbotenen Bücher studirten, es kam ihm auch gar nicht auf die innern Gesinnungen der Leute an, die er brauchte, wenn sie nur brauchbar waren. „Daß der Fürst, den ich in religiösen Dingen als einen Freidenker gekannt, sich jetzt einen katholischen Gläubigen nannte, wunderte mich nicht allzusehr, ich wußte, was ich der Nothwendigkeit, welche seiner Stellung auflag, der langwierigen Gewöhnung an nicht abzuweisende Formen und auch den Stimmungen des höhern Alters hierbei zurechnen dürfte. Dabei zeigte sich keine Spur von Unduldsamkeit. Auch wußte ich, daß er noch kürzlich von schwer abzuweisenden und sich oft erneuernden fanatischen Nöthigungen gedrängt, diesen kräftig widerstanden, und sie diesmal völlig niedergeschlagen hatte. Die menschlichen Rücksichten, den sogenannten respect humain, die er neben den Geboten der Pflicht und der Staatszwecke durchaus nicht dulden wollte, übte im persönlichen Verkehr niemand liebenswürdiger und wohlthuender aus, als grade er selbst. Nicht nur, daß sein ursprüngliches Naturell harmlos und gütig war und seine Gegenwart ein gewisses Behagen verbreitete, sondern auch bewußt und absichtlich bewies er in diesem Sinn die zarteste Aufmerksamkeit und zwar so leise und unscheinbar, daß auch darin wieder ein Zauber lag.“ „Freiheit und Gleichheit, für den Staatsmann gewiß kein Wahlspruch, konnten ganz und gar als der des Menschen gelten. Eine sehr liebenswürdige Seite des Fürsten war auch seine Theilnahme für wissenschaftliche Sachen, für Kunstfleiß und Geschicklichkeiten.“ — So nahm er z. B. lebhaftes Interesse an der Kunst, in Papier zu schnitzeln, worin Varnhagen bekanntlich Meister war, und sagte diesem darüber viel Schmeichelhaftes.

Diese Charakteristik Metternichs gibt zugleich sehr erhebliche Fingerzeige für die Charakteristik Barnhagens. Ein Bewunderer Metternichs, in beständigem vertrauten Verkehr mit der Aristokratie, was ihm nicht wenig Freude machte, ein Freund und Vertheidiger von Geng, sehr conservativ in entscheidenden Augenblicken, hielt er sich doch nach 1848 meistens zur Demokratie, in einzelnen Fällen sogar zu der am weitesten vorgeschrittenen Schule derselben. In der Galerie seiner Ideale hatten alle Nuancen Raum, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken. Zum Theil ist das freilich persönlich zu erklären: ein Staatsmann, der resignirt hat, wird die Dinge immer etwas anders auffassen, als ein Staatsmann im Amt, die Hauptsache aber war die Schule Rahels. Jede Persönlichkeit war ihm werth, in der er etwas Aristokratisches fand, Aristokratie des Standes oder des Benehmens oder auch des Geistes. Die Gesinnung stand ihm erst in zweiter Linie, und er hatte sogar eine entschiedene Vorliebe für Ansichten und Ueberzeugungen, die sich vom Hergebrachten so weit als möglich entfernten. Diese Gesinnung, für einen Mann der Gesellschaft gewiß die liebenswürdigste, ist nicht grade empfehlend für einen Staatsmann, und je höher seine Gabe im gesellschaftlichen Verkehr war, desto zweifelhafter sind wir über seine politische Bedeutung.

Das Vertrauen, mit welchem ihm Metternich anscheinend entgegenkam, hatte ihn offenbar überrascht; noch mehr seine wiener Freunde, und die letzteren waren fest davon überzeugt, der Fürst wolle ihm die Stelle von Geng übertragen. Es geschah nicht, ja Metternich machte nicht einmal die geringste Andeutung, und Barnhagen ließ den Freunden merken, er werde wol schwerlich auf so etwas eingehn, es sei zwischen ihren Ansichten doch eine zu tiefe Kluft, Metternich wolle nur die Erhaltung des Bestehenden, er die Erhaltung und Fortbildung desselben. Schmeichelhaft war ihm die Idee auf jeden Fall, und im Anfang nahm das Gespräch in der That eine Wendung, die auf so etwas hindeuten schien. Metternich bezeichnete ihn als den preussischen Geng, worauf Barnhagen entgegnete, daß ihm alles Ansehn und alle Vortheile, die sich auf Geng so reichlich gehäuft, entrückt geblieben, und daß er seit dem Tode Rahels seine Dienstlaufbahn für geschlossen ansehe. „Der Fürst sah mich erst etwas befremdet an und entgegnete dann vertraulich, daß der Minister Ancillon ihm noch vor kurzem zugesagt, eine gewisse Arbeit, bei welcher Oestreich ebenso sehr als Preußen das Interesse habe, sie mit Gewandtheit abgefaßt zu sehen, durch mich ausführen zu lassen. Ich gestand, daß eine solche Absicht, deren Ursprung ich mehr in der guten Meinung des Fürsten, als in der Geneigtheit Ancillons zu suchen wisse, mir allerdings bekannt sei, allein ich zweifelte, daß jene Arbeit wirklich mir werde übertragen werden. Metternich hatte nämlich mit Ancillon verabredet, daß, sobald die Beschlüsse der letzten wiener Berathungen bei den deutschen Regierungen

gehörig verarbeitet sein würden, eine öffentliche Verständigung über die getroffenen Maßregeln im Druck erscheinen sollte, und er hatte meine Feder hierzu dringend empfohlen (man höre!). Er schien nicht ungern zu hören, daß ich aber gar nicht in Gunst bei Ancillon stände . . . er äußerte nur um so freier seine Ansicht über Ancillon, dem er guten Willen beimaß, aber wenig Takt, und der in dem Staatsminister noch zu sehr den Prediger zur Schau trage . . . ich konnte ihm hierin nicht widersprechen.“

Ueber Geng werden einige Notizen willkommen sein. — Seine Einnahmen waren sehr groß, doch für seine Verschwendung noch lange nicht groß genug. Sein regelmäßiger Jahresgehalt im kaiserlichen Dienst betrug früher 9000, in den letzten Zeiten 12,000 Kaisergulden. Als diplomatischer Agent der Hospodare der Moldau und Walachei bezog er jährlich 6000 Ducaten, ungerechnet die außerordentlichen Geschenke und Vergütungen, die Zugaben von Kaffeeseudungen, von kostbaren Shawls, deren er immer eine große Menge zum Verschenken brauchte. Die Führung des Protokolls bei den häufigen Congressen brachte ihm jedes Mal ungeheure Summen. Alle Fürsten von Deutschland nahmen Gelegenheit, ihm bedeutende Geschenke zu machen. Der Herzog von Nassau hat ihm öfters aus guter Neigung und Freundschaft tausend Ducaten und darüber auszahlen lassen. Summen von hohem Betrage hatte er früher aus England und Frankreich gezogen. Dabei verschmähte er auch kleinere Beihilfen nicht, so nahm er von Cotta unter dem Titel eines Mitarbeiters der Allg. Z., die jedoch nie etwas Anderes von ihm erhielt, als was er schon in höherem Auftrage dorthin zu geben hatte, jährlich 4000 Fl. Was er von Rothschild gezogen, ist kaum zu berechnen. Auch andere große Wechselhäuser suchten ihn auf alle Weise zu verbinden, und wandten ihm oft große Vortheile zu. Wenn er gespart hätte, meinte man, so hätte er einige Millionen hinterlassen können. — Einem Hospodar, welcher zu Wien besonders wichtige Geschäfte betrieb, hatte Geng in kurzer Zeit 19,000 Ducaten aufgerechnet! Der Hospodar fand die Summe doch zu groß, und schrieb klagend an Metternich, er möchte doch Geng vorstellen, etwas mehr Maß zu halten. Kaum aber begann Metternich der Sache gegen Geng zu erwähnen, so fuhr dieser heftig auf: Was mischen Sie sich in meine Sachen? schrie er voll Grimm, was gehn meine Sachen Sie an? Ich verbitte mir alles dergleichen! Und der Kerl von Grieche! was untersteht der sich? denkt er mich einzuschüchtern? mir die Hände zu binden? da kommt er eben recht! Ich will ihn schon bedeuten! — „Geng war in solchem Zorn,“ erzählt Metternich selbst, „daß ich um keinen Preis gewagt hätte, ihn noch mehr zu reizen, und ich habe mich wohl gehütet, ihm je wieder von der Sache zu reden.“ Was diese Gemüthlichkeit der Regierung auf die sittlichen Zustände von Wien für Einflüsse hatte, das möge man S. 160 ff. nachsehen; die Ge-

schichte ist für uns zu lang. — Der Fürst wurde von Geng gar nicht geschont; er behandelte ihn zuweilen wie einen Schulknaben. Dafür tröstete sich Metternich mit seinem Selbstbewußtsein. — Ein pensionirter General fragte ihn einmal, womit er jetzt die Zeit hinbringen sollte? *que feriez-vous, mon prince, si vous n'étiez plus en activité?* — Mit mehr Lebhaftigkeit, als er sonst zu haben pflegte, antwortete Metternich unwillig: *Mais vous admettez un cas qui est impossible!* — Auch der gute Kaiser mußte zuweilen den Geldbedürfnissen von Geng durch außerordentliche Zulagen abhelfen; wobei sich ereignete, daß er dem Kassenbeamten, der eine solche Zahlung leisten sollte, vertraulich sagte: das brauch ich für die Fanny Esler und dann sehr lachte, als der mißverstehende Diener erschrocken äußerte, das hätte er nie von seinem Kaiser gedacht!

Dieses Capitel möchte das interessanteste des Buches sein; doch fehlt es auch sonst an liebenswürdigen und beachtenswerthen Mittheilungen nicht. Zunächst die beiden Abschnitte „Ungarn 1809“ und „Nach dem wiener Frieden 1809. 1810“, wodurch Barnhagens Selbstbiographie bis zum Jahr 1817 ziemlich vollständig abgerundet wird. Die biographischen Skizzen des Kreises von Rabel sind durch zwei sehr schätzbare Beiträge vermehrt: Karl Müller (ein Charakterbild aus den Freiheitskriegen) und Gustav v. Brinckmann: das letztere ein humoristisch ausgeführtes Genrebild, das sich den besten Skizzen Barnhagens an die Seite stellen kann. Ueber Tieck und Bernhardi sind leider nur einige einleitende Worte gegeben; hier wären eingehende Schilderungen, zu denen Barnhagen das reichste Material besaß, sehr dankenswerth gewesen. — Die Geschichte der Beziehungen Voltaires zu Friedrich dem Großen, namentlich im Jahr 1753, ist mit musterhafter Gründlichkeit ausgearbeitet. Der Abschnitt: Goethe beim tollen Hagen, hat schon anderwärts viel Freunde gefunden.

Von den Recensionen verdient nur die eine Beachtung, die sich auf einen Verfassungsentwurf des Jahres 1816 bezieht; die andern, meist aus den letzten Jahren des Verfassers, sind ohne Gehalt; alle Bücher, die von irgend einem Verehrer ihm übersandt wurden, werden mit einigen wohlwollenden Worten angezeigt, die mittelmäßigen und schlechten am wohlwollendsten. Es ist weiter nichts darüber zu sagen, Goethe hat es in den letzten Jahren seines Lebens ebenso gemacht, aber wenn man von Goethe mit Recht jeden Papierschnitzel aufhebt, so scheint das bei Barnhagen doch überflüssig. Er war überhaupt kein Kritiker; seine Anzeigen — auch die der bessern Zeit — waren eben als empfehlende Anzeigen für den Tag an ihrem Platz; sie aufzubewahren ist kein Grund. Obnehin gibt es nichts Langweiligeres als eine lange Reihe von Recensionen, wie man das schon an A. W. Schlegels Werken beobachten kann; sind sie noch dazu so farblos wie diese, so ist gar kein Grund, sie ihrem ephemeren Zweck zu entziehen.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

Mit großer Freude wird man dagegen die Denkwürdigkeiten über Rahel lesen — eigentlich ist das ganze Buch, wie alle Bücher Varnhagens, von süßer Pietät für diese bedeutende Frau durchflochten. Der eine Abschnitt „der Salon der Frau von Varnhagen, Berlin im März 1830“ schildert die bedeutendsten Männer und Frauen dieser Epoche, die bei Rahel verkehrten, und führt an einem Abend zusammen, was sich in der Wirklichkeit wol durch einen längern Zeitraum zersplittert haben mag. „Herrn v. Varnhagen,“ sagt der Erzähler, „hatte ich schon öfters gesehn und auch flüchtig gesprochen, allein ich bekenne, daß er wenig Anziehendes für mich besaß, er hatte etwas Scharfes und Ironisches, das mir ganz mißfiel u. s. w.“ Auch im weitern Verlauf des Abends versäumt der Erzähler keine Gelegenheit, zu bemerken, daß ihm Herr v. Varnhagen ganz und gar nicht gefällt; er persifliert ihn sogar, und es spricht sehr für die Bonhommie Varnhagens, daß — er selber dieser Erzähler ist! Gern eclipsirt er sich, um das Licht seiner Frau desto heller strahlen zu lassen. — Es ist der von uns schon erwähnte Artikel aus den Grenzboten. Ueber Rahel macht er eine sehr feine und richtige Bemerkung. „Ich betrachtete mit Wohlgefallen ihre Art einzuwirken und zu beleben, erkannte darin ein wahrhaftes Talent, und fragte mich im Stillen, auf welche Gaben und Kräfte der Seele wol vorzugsweise dieses Talent sich gründe? Der Geist war es nicht allein, die Güte allein auch nicht, sogar die Vereinigung von beiden schien nicht grade diese besondern, eigenthümlichen Wirkungen hervorbringen zu müssen. Einigen Aufschluß gab mir die Wahrnehmung, die sich mir plötzlich darbot: ich glaubte nämlich zu entdecken, daß ein großer Theil der geselligen Stärke dieser Frau darin liege, daß die Menschen, welche sie sah, ihr nicht wesenlose Schatten waren, sondern daß jeder, wenigstens für den Augenblick, ihr ein wirkliches Interesse darbot, und nicht nur ein allgemein menschliches, sondern auch ein individuelles, was freilich nur durch Einsicht und Eingehen in das Wesen jedes Einzelnen möglich war. Eine ebenso gütige als blisschnelle Menschenkenntniß gab ihr die Leichtigkeit, an jedem Menschen auf der Stelle seine vortheilhafte Seite zu finden, die sie dann zum Licht hervorzuhenden und zu beleben wußte, wodurch die unvortheilhaften Seiten von selbst im Schatten blieben. Sie hatte auf diese Weise mit jedem Einzelnen eine persönliche Beziehung, stand mit ihm auf irgend einem Punkt in echtem Verhältniß, das natürlich in den mannigfachsten Richtungen und Graden sich schied und abstufte. Mit ihrem Willen war es nie, daß irgend jemand, sei es Mann oder Frau, sich als leere Gesellschaftsdecoration, als leblose Salonkaryatide hielt; dagegen ich in andern Kreisen oft gesehen, daß, weil die Leute mit ihren Werthen eigentlich durch nichts zusammenhingen, nichts mit ihnen gemein hatten, sogar die sonst bedeutendsten Menschen nutzlos gleich den geringsten zur bloßen Zimmerfüllung dienten.“ — Eine sehr anziehende

Rolle an diesem Abend spielt auch Bettine, die zuletzt auftritt, als die Glocke schon zwölf geschlagen hat. Sie bindet mit jedem an: „vergebens wollte man ihr antworten; die beredtesten Männer verstummten vor diesem glänzenden Bilderstrom, auf welchem Witz und Gedanke muthig dahinschiffen; kaum daß Frau von Barnhagen mittelst der ihr eignen Raschheit und Kürze noch wol einen Spruch einschob, aller sonstigen Redefäden hatte sich die wunderbare Zauberfrau bemächtigt, und hielt sie gleich Zügeln in den Händen, bald rechts bald linkshin lenkend, bald gerad aus ihre beschwingten Gedankenbilder zu vollem Lauf auslassend.“ In der That, niemand sprach noch jezt als sie; aber so schön, so reich, so bezaubernd, daß wir alle hingerissen waren: Phantasien, Ideen, Einfälle, Witzworte, Launen, alles beflügelt in raschem Wechsel vorübereilend“ u. s. w. — Auch Alexander v. Humboldt, Gans, L. Robert und seine schöne Frau, so wie verschiedene hochgestellte Civil- und Militärpersonen sind artig gezeichnet. — Ein anderer Abend bei Mlle. Levin (Levy), Ende des Jahres 1801, führt uns dreißig Jahre zurück, in die Periode des Prinzen Louis Ferdinand, der Schlegel, Geng, Unzelmann, Major Gualtieri u. s. w. Die Composition ist von derselben Art, der Verfasser wahrscheinlich wiederum Barnhagen. Daran schließen sich zwei Charakteristiken Rahels von Brinckmann und von Cusine; eine Aufsatz über ihre Religiosität und eine Zusammenstellung ihrer Theaterurtheile, zum Theil aus Briefen an ihren Bruder Robert.

Nun noch ein Wunsch an die geehrte Buchhandlung, den vermuthlich das gesammte Publicum mit uns theilen wird. Wir setzen voraus, daß dieser Band schnell vergriffen sein wird, wie er es reichlich verdient, und würden dann folgende Anordnung des Materials für zweckmäßig halten.

Die drei Bücher: 1) Barnhagens Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, 2) Rahel ein Buch des Andenkens, 3) Galerie aus Rahels Umgang, bilden zusammen ein Ganzes, welches ein höchst geistvolles und farbenreiches Bild der berliner Geselligkeit von 1800—1834 gibt, so weit sie mit der Literatur zusammenhängt. Sie würden aber unendlich gewinnen, wenn sie nach folgendem System geordnet wären.

1) Die Denkwürdigkeiten für sich, chronologisch geordnet. Die drei ersten Bände sind bereits in der neuen Ausgabe nach diesem System zusammengestellt; dazu kämen nun die Abschnitte aus Band 7 und 8, und womöglich von jemand, der Barnhagen nahe stand (und der, im Einverständniß mit seinen Erben, die ganze Ausgabe leiten müßte), eine Charakteristik seines spätern Lebens, namentlich in Bezug auf seine Berufsarbeiten, von denen das Publicum noch sehr wenig weiß. Es wäre jezt grade Zeit, an dieses Material zu denken.

2) Die biographischen Schilderungen aus eben jenem Kreise, wie sie in Grenzboten II. 1859.

den Einleitungen zur „Galerie“ waren, jetzt in Band 4 und 5 der Denkwürdigkeiten; doch so, daß Aufsätze wie Angelus Silesius oder Voltaire, die an eine andere Stelle (in die vermischten Schriften) gehören, davon ausgeschlossen, dagegen diejenigen Recensionen, die biographisches Material enthalten, darin aufgenommen würden.

3) Die Briefe von und an Rahel in chronologischer Ordnung, mit den zahlreichen Nachträgen, von denen einige schon anderwärts gedruckt sind, andere sich hoffentlich noch massenhaft im Manuscript vorfinden werden.

4) Die vermischten Schriften in strenger Auswahl mit Weglassung der meisten Recensionen und Gedichte, an denen niemand etwas gelegen ist. — Das Ganze würde eine Sammlung bilden, an der die Nation ihre Freude hätte, und die uns ein Stück unsres Lebens so sinnreich wie kein anderes Buch abbildern würde.

In Preßangelegenheiten.

§. 22 des sächsischen Preßgesetzes lautet: „Die Herausgeber von Zeitschriften sind verpflichtet, von Behörden und Privatpersonen Berichtigungen der auf diese Bezug habenden Artikel . . . ohne alle Bemerkungen und Zusätze aufzunehmen. Für deren Abdruck . . . dürfen Insertionsgebühren . . . nur insoweit verlangt werden, als die Berichtigung den doppelten Raum des zu berichtigenden Artikels übersteigt.“

Gleich bei der ersten Besprechung des Gesetzes erkannten wir den Mißbrauch, der damit getrieben werden könnte; indeß nahmen die Schriftsteller doch Anstand, sich desselben zu unentgeltlichen Reclamen zu bedienen, bis gegen das Ende des vorigen Jahres Hr. Dr. Gutzkow uns mit der Ueberschrift „Berichtigung“ eine Antikritik gegen unsere Recension seines „Zauberers von Rom“ einsandte, in der Meinung, die Ueberschrift „Berichtigung“ genüge, dieselbe als Berichtigung zu qualificiren. Da mitunter die Besprechung eines Buchs zwanzig Seiten einnimmt, so hatte nach dieser Ansicht der Verfasser jedes Mal das Recht, vierzig Seiten „Berichtigung“ einzusenden, der ursprüngliche Recensent, der sich doch auch des Privilegiums einer „Privatperson“ zu erfreuen hat, achtzig Seiten und so ins Unendliche fort. Da nun dieser Präcedenzfall im Princip von der höchsten Wichtigkeit ist, so gingen wir mit der Sache bis ans Ministerium.

Das Ministerium hat vor einigen Tagen entschieden, „daß von Anwendung des §. 22 nicht füglich die Rede sein kann, wenn der Gegenstand der Berichtigung nicht in etwas Thatsächlichem, sondern in bloßen Auffassungen und Meinungen besteht.“ „Wollte man einräumen, daß derartige Verschiedenheiten in der individuellen Auffassung und Beurtheilung eines literarischen Erzeugnisses dem Herausgeber einer Zeitschrift die Verpflichtung zur Aufnahme einer Berichtigung im Sinn des §. 22